

Ulrich von Hutten.

Ein Gedenkblatt zur Erinnerung an den vierhundertjährigen Geburtstag.

Geb. den 21. April 1488, gest. den 23. August 1523.

Seewaltig war Luthers Wort erklingen, verwandte Worte in der Seele so mancher anschlagend, Widerhall wachend im Herzen vieler Edlen, diese selbst ergreifend und in sich fesslend, war es hinausgezogen in die deutschen Lande: es half nichts, daß Er den Sieg nach der Leipziger Disputation sich selber zuschrieb, nichts, daß einige Geistesgenossen in Brief und Schrift den Wittenberger Prediger schmäheten und lästerten, die Schaar der Anhänger des Geschmähten wuchs von Tag zu Tag. Einige deutsche Ritter boten ihm ihr gutes Schwert an, ein Schwester von Schamberg und ihn ein, auf seine Burg zu kommen, daselbst hat Franz von Sickingen, die Blume des deutschen Adels, der wie ein Fürst geachtet war in Deutschland, er stellte ihm im Namen vieler Adligen Gut und Blut zu treuer Verhütung, mit Schwert und Feder für ihn einzutreten war einer gewillt, ein deutscher Mann, der beides trotz seiner jungen Jahre zu handhaben verstand, der als Krieger geachtet hatte in den Reihen der Landsknechte und die Feder geübt und geführt hatte zu manchen Strafen gegen alles, was unchristlich war, der das ganze Gland des in den Elbavertenen Roms schmachtenden deutschen Vaterlandes erlarmt und erfort hat und kühnlichen Dranges voll auf Abhilfe und Befreiung sann. Dieser eine war Hutten, der Ritter ohne Furcht und Tadel, Ulrich von Hutten, der Humanist und gekrönte Dichter, dessen vierhundertjährigen Geburtstag wir heute begehen.

Dem weitverzweigten, stolzen und berühmten Geschlechte derer von Hutten entstammend, erblickte er auf dessen Stammburg Siedelberg bei Fulda das Lebenslicht; zehn Jahre alt, wurde er von seinem Vater ins Fuldaer Stift geschickt, um sich für den geistlichen Stand vorzubereiten. Je länger je mehr war ihm der Gedanke, ein kühnliches Klosterleben dorein zu führen, unerträglich, obgleich er eifrig die Wissenschaften betrieb und namentlich in den lateinischen Sprachen sich gute Kenntnisse erwarb. Da der Vater dem feurigen Geiste des Sohnes nicht Zugewandtheit machen, sondern unbeeugsam seinen Willen durchsetzen wollte, entwich Ulrich in seinem sechzehnten Jahre nach Erfurt, um bei den dortigen Humanisten seine Studien fortzusetzen. Mittellos, nur unterstützt von hochherzigen Gönnern, die des Jünglings Eifer und Fleiß bewunderten, schlug er sich durch, eine Studee trieb ihn nach Köln, von dort ging er 1506 mit seinem vertriebenen Lehrer Magnus nach Frankfurt a. D. an die von Kurfürst Joachim I. gestiftete Universität, wo er in Eitelkeit von dem einen Beschützer und Helfer fand. Hier erwarb er das Baccalaureat und schrieb seine ersten lateinischen Dichtungen. Von der bösen, damals epidemisch auftretenden Krankheit ergriffen, begibt er sich auf eine unklare Wanderschaft. In Greifswald, Rostock, Wittenberg, Leipzig verweilt er festen Fuß zu fassen, überall verheißt; durch Bitten und Währen gelangt er nach Wien; überall findet er durch seine Geistesgaben Unterkunft, aber rafflos treibt ihn sein Geist weiter. Beim Weggange von Greifswald von seinen früheren Gönnern Löhr u. m. h. mitgebracht, brandmarte er in Rostock die schimpfliche That seiner früheren Gönner durch ein lat. Gedicht, in Wittenberg gab er ein Gedicht über die Verurteilung heraus, in Wien lief er sein erstes politisches Gedicht vor, durch dasselbe ludte er Kaiser Maximilian zum Kampfe gegen Italien anzuwehren, aber ohne Erfolg.

Nach Italien führt ihn seine Sehnsucht, in Ravia will er sich dem Studium der Rechte widmen, doch das Glück ist ihm wenig hold; in den Kämpfen der Franzosen mit dem Papste und Venedig war Ravia 1512, als er sich dort aufhielt, in den Händen der Franzosen, sie haben ihn gefangen genommen und behielten ihn auf's Strengste, weil er ein Deutscher ist. Die Schweizer kommen dem Papste zu Hilfe, erobern Ravia und halten den Dichter für einen Anhänger der Franzosen; sie pfänden ihn aus, ganz mittellos und elend gelangt er nach Bologna, die Studien fortzusetzen ist ihm unmöglich; da — nimmt er als gemeiner Soldat Kriegsdienste in einer kaiserlichen Heeresabteilung und gelangt mit dieser zwei Jahre später nach Deutschland. Während dieser Zeit schrieb er gegen die Weltlichkeit des Papstes, gegen den Absolutismus und die Hullen des Papstes, die in wüste Sittenlosigkeit verfallene Gesellschaft Epigramme, die er später gesammelt dem Kaiser Maximilian widmete.

Jetzt endlich fühlte es, als sollte der unruhige Geist ruhen können, die Verhältnisse, die ihn auf die Wanderschaft getrieben, hatten anderen Platz gemacht. Es kam eine Aufforderung mit seinem Vater zu Stande, als er sich zum Maler des von Herzog Ulrich von Württemberg so schmählich behandelten Vaters anwand und gegen diesen fürchten seine Reden schrieb, in denen er gewissermaßen als Anführer des Volkes vor dem Kaiser auftrat. Hatte diese Schrift auch nicht den beabsichtigten Erfolg, so machte sie Hutten doch zum Helden des Tages od seines Freiheits und bekannt in ganz Deutschland und trug ihm später die Krönung zum poeta laureatus von Seiten des Kaisers ein. Sein früherer Gönner Stein verbandte sich für ihn beim Erzbischof Albrecht von Mainz, der früher

in Halle residierte, dieser den Humanisten holde Kirchenfürst ludte ihn in seinen Dienst zu geben, doch sollte der Dichter zunächst noch juristische Studien in Italien machen. In Rom und Bologna hielt er sich zu diesem Zwecke auf, nebenbei studierte er aber das Treiben der Mönche und lernte den Priesterstand vollends verachten. Zufällig geriet er in Italien in den Besitz der seltenen Schrift des Laurentius Valla „De falso credita et ementita donacione Constantini“, diese gab er mit einer Widmung an den Papst Leo X. heraus. Durch zwei andere literarische Arbeiten hatte er sich noch bekannt gemacht, durch den „Triumph Neulins“ und seine Mitarbeit an den „Briefen der Dunkelmänner“, die beide gegen die Mönche und deren unlauberes, heuchlerisches Treiben und andere katholische Einrichtungen gerichtet waren. Trotzdem nahm ihn Erzbischof Albrecht von Mainz in seine Dienste und ihn geleitete er zum Reichstag nach Augsburg im Jahre 1518. Von Luther nahm er hier noch wenig Notiz, wie denn auch er einer war, der zunächst die reformatorische Bewegung unterschätzte, aber es war ihm hier vergönnt, in einer feurigen Rede die deutschen Fürsten zu entflammen zu einem Kampfe gegen die Türken.

Als der schwabische Bund 1519, kurz nach dem Tode Maximilians, gegen Herzog Ulrich von Württemberg ins Feld zog, hatten die von Hutten die Genugthuung, gegen ihren Feind zu stehen, auch der Dichter des Hoflebens müde, schloß sich dem schwabischen Bunde an, um zu helfen, den Herzog aus seinem Lande zu verjagen. Nicht zufrieden damit, schrieb der Dichter seine fünfte Rede gegen den Herzog und verlangte darin von dem neuen Kaiser eine volle Verurteilung des Mörders. Wichtiger war dieser Woffengang für Hutten in anderer Beziehung: er lernte nämlich Franz von Sickingen in diesem Feldzuge kennen und von dieser Zeit an verknüpfte diese beiden enge Freundschaft, die aber nach wenigen Jahren der Tod lösen sollte. Auf der Ebernburg bei Mühlhausen am Rhein, wo den beiden Freunden im vorigen Jahre ein gemeinsames Denkmal gesetzt wurde, fand Hutten bei seinem Freunde eine Zuflucht, als der Papst vom Erzbischof seine Auslieferung verlangte; hier in den „Herbergen der Gerechtigkeit“ schmiedete er nun seine Pläne gegen die Gewalt des Papstes und päpstlichen Weien, gegen die Ueberfälle der Priester, gegen die Furchen der Klöster und Hirten, diese letzteren sollen aufgehoben und deren Mittel verwendet werden zur Verbreitung der Bildung und zum Unterhalt eines Kriegsheeres. Solche Vorlesung wagte er sogar dem Kaiser zu machen, auf ihn hatte er seine ganze Hoffnung gesetzt, um — sich nicht weiter zu sehen. Jetzt begann er deutsch zu schreiben, während er zuvor der lateinischen Sprache in seinen Schriften sich bedient hatte; das hatte er von Luther gelernt, mit dem er, ohne ihn persönlich kennen zu lernen, in näherer Verbindung trat. Von der Ebernburg aus hatte er an ihn geschrieben und sich ihm zum Bundesgenossen angeboten. Luther freute sich darüber, aber er wollte das Reich Gottes nicht mit der Schneide des Schwertes sondern mit der Kraft des Wortes bauen, und als er an Hutten in diesem Sinne geantwortet hatte, schrieb ihm dieser zurück: „Ich will mit dir tapfer für Christus kämpfen, darin aber unterscheiden sich unsere Wege, das meine menschlich sind, Du aber, der Vollkommene, ganz nur an den göttlichen hängt.“

Diese menschlichen Wege sollten ihm und seinen Freunden zu Falle bringen, sollten die Pläne nicht zur Frucht werden lassen; sie suchten die richtigen Ideen zu verwirklichen durch Mittel, die sie verderben mußten. Tragisch ergreifend wirkt jeder Ende, der Held fällt, aber die Idee steht, Luther fürchte sie zum Siege. Es ist bekannt, wie die Freunde ihren Kampf zur Verwirklichung ihrer Pläne mit dem Feldzug gegen den Erzbischof von Trier (1522) begannen, wie Sickingen von den weltlichen Fürsten in die Flucht geschlagen und auf seiner Wüste Landflucht belagert und verurteilt wurde, und daß er am 7. Mai 1523 an den Folgen der Verwundung starb. Hutten wurde mitleidig, ein zum Tode abgeurteiltes Wab hielt er nach der Schwere, in Basel verurteilt den mit Damm und Aht Belegten der von ihm hochverehrte Erasmus, das Haupt der Humanisten, der Rath von Basel kündigt ihm den zunächst bereitwillig gewährten Schutz; er entwich nach Zürich, wo Jungling sich seiner liebevoll annimmt. Aber schließlich freudet die Verfolger auch nach ihm in Zürich ihre Arme aus, auf der See flucht er nach der Helveten See, wohin ihn Zwilling an den Barrer vertrieben hat, rettet er sich, hier ist er von allen Verfolgungen sicher, aber die einst so kühne Kraft ist erlahmt, gezeichnet, nicht lange freute er sich des flüchtigen Hafens: am 29. August 1523 schloß er für immer das müde Auge in einem Alter von noch nicht ganz 35 Jahren.

Jaeta est alia, das er mit „ich hab's gewagt“ übersehe, ist Hutten's Wahlspruch gewesen; er wagte viel, wagte sein Leben als Einsatz und verlor es, ohne die Saat pflügen zu sehen, die er gesät hatte. Wie herrlich aber ist sie aufgegangen! Was er besawdet, ist erschienen, wenn es auch langsam erworden ward, das Reich steht fest und unabhängig von Rom da, ein starkes Heer, ein Reichschatz, der zur Verbreitung der Bildung dient, sind vorhanden, ein deutscher Kaiser steht an der Spitze des geliebten Vaterlandes. Und mehr noch als das: die evangelische Wahrheit, die Hutten zunächst nicht einmal im Auge hatte, ist eingezoogen und hat ihre Segnungen weit

über Deutschlands Grenzen hinausgetragen. — So oft wir uns im Geiste in die Zeit der Reformation zurückversehen, erscheint uns neben dem Bilde des deutschen Reformators das des Vorläufers und Förderers der Reformation, des unerschrockenen, kühnen, freimüthigen und feurigen Wagers s, des Dichters, Denkers und Dulders Ulrich von Hutten.

Grillparzer's „Sappho“

Ein Gedenkblatt aus der Geschichte des deutschen Dramas.

Am 21. April 1818 wurde Franz Grillparzer's Tragödie „Sappho“ zum ersten Male im Wiener Burgtheater und überhaupt zuerst aufgeführt; und am 21. April dieses Jahres, also am siebenzigsten Geburtstage der „Sappho“, wird das Grillparzer-Denkmal im Wiener Volksgarten feierlich entthüllt. Das Standbild des Dichters ist von dem Bildhauer Kundmann, der reich mit Figuren und Reliefs geschmückte Unterbau von dem Bildhauer Weyr ausgeführt.

Dem am 21. Januar 1872 gestorbenen Poeten wird damit nach Verlaufe von 16 Jahren diejenige posthume Ehre zu Theil, die ihm in unserer denkmalsüchtigen Zeit längst gebührt; denn er ist ein großer, ja einer der größten Dramatiker Deutschlands; und während seines langen Lebens ist sein Genus so lange — nämlich bis zu seinem 80. Geburtstage am 15. Januar 1871 — schmählich verkannt worden, daß nach seinem Tode neben der gerechten Würdigung auch Scham und Neue über Verzögerung derselben zu posthumen Ehrenbezeugungen hätten antreiben sollen, obgleich solche — nichts mehr dem nützen, „dem Ehre gebührt“.

In Grillparzer's dramatischen Werken verbindet sich stets echt dichterischer Gehalt mit außerordentlicher Bühnenschnur und reiche Phantasie mit einem, den wahren Künstler kennzeichnenden, maßvollen Ausdruck; sie sind sämtlich (auch das Jugendwerk „Die Ahnfrau“) ausgezeichnet durch Vorzüge der Handlung und des Stils. Einige seiner Dramen, besonders „Sappho“ und die Trilogie „Das goldene Vließ“, sind voll der erhabenen Tragik und lassen alles hinter sich, was wir außer den besten Werken unserer Klassiker besitzen.

Als Grillparzer die „Sappho“, sein zweites Werk (das erste war „Die Ahnfrau“) schuf, stand er im 26. Lebensjahre. Er schrieb sie binnen weniger Wochen und in einem Zuge. Die Veranlassung dazu theilt uns Heinrich Laube mit. Grillparzer wurde in Wien auf dem Wege zum Vater von einem Musikkreunde angeprochen, der ihn zur Abfassung eines Opernlibretts aufforderte und als Heldin desselben die griechische Dichterin Sappho vorschlug. Er lehnte das Ansuchen ab. Als er aber allein in der einsamen Theatralstraße weiter ging, fiel der Gedanke an eine dramatische Behandlung der Sappho — Mythe in ihm auf und fing seine Phantasie so lebhaft zu beschäftigen an, daß er sich sofort des Stoffes schäfflich zu bemächtigte. Und als er nach der Stadt zurückkehrte, stand schon das ganze Gerüst des dramatischen Aufbaus fertig vor seiner Seele.

Gewoöhnlich ging er an die Ausführung. Er wählte damals im Spottenshofe auf und wurde durch die Hige eines Badofens unter seinem Zimmer arg gepeinigt. Deshalb räumte ihm eine Verwandte ein kleines Zimmer ihrer Wohnung ein, damit er seinen Drange zur dichterischen Produktion genügen könne. Hier schrieb er binnen wenigen Wochen die ganze Tragödie.

Grillparzer selbst pflegte zu sagen, und er hat es auch schriftlich ausgesprochen, daß diejenige seiner Dramen an Fülle und Kraft verloren hätten, bei deren Abfassung eine Unterbrechung des Schreibens eingetreten wäre. Er war stets in großer Aufregung, wenn er producierte, und so ist es natürlich, daß eine durch äußere Umstände veranlaßte längere Pause seine Kraft schwächte. Daß er bei der „Sappho“ nicht unterbrochen worden, das ist dieser Tragödie die offenbar sehr zum Vortheil geworden, denn sie ist aus einem Guffe und gehört zum Vollendetsten, was er geschaffen.

Am 21. April 1818, als Grillparzer (geb. 15. Jan. 1791) 27 Jahre alt war, meldete der Theaterzettel des Wiener Hofburg-Theaters die erstmalige Aufführung, und mit der Jahreszahl 1819 erschien die Tragödie bei Wallishauser in Wien als Buch. Am Eingange desselben befand sich das Porträt der Sophie Schröder, denn diese war die erste Darstellerin der Sappho. Laube sagt: „Sie hat die Rolle bis in ihr Alter gespielt, und dies ist vielleicht Veranlassung gewesen, daß die Rolle der Sappho zumest der Heldinmutter zugestelt worden ist. Meines Erachtens zum Nachtheile des Bühnenerfolges. Die tragische Wirkung wird abgeschwächt, wenn Sappho dem Kreise der Liebhaberinnen ganz entrückt erscheint; sie wird ungemein erhöht, wenn die Darstellerin der Sappho noch gilltigen Anspruch auf die Eigenschaften einer Liebhaberin machen kann. Das Stild erhebt wie neu geboren und fand einen ungemeinen Aufschwung, als ich die Rolle einer Liebhaberin übergab.“ — Vektore geschah nur leider sehr spät, und die Schröder gab die Sappho fort und fort auf all ihren Gastspielreisen durch ganz Deutschland.

In Berlin fand am 13. Juli 1818 die erste Aufführung der „Sappho“ statt, und auch dort folgten, wie in Wien, sehr bald mehrere Wiederholungen. Nach einer derselben rief „ein Philologe“ aus: „Das ist dummes Zeug!“

— Aber Ludwig Börne, der dies mittheilt, sagte: „Willparzer ist ein Dichter“, und Lord Byron meinte: „Willparzer — das ist ein vertuschter Name, aber die Welt wird ihn sich merken müssen!“ Bth.

### Ein beliebtes Getränk.

Kulturgeschichtliche Abarbeitung von H. Sundelin.  
[Nachdruck verboten.]

„Ein Täßchen Kaffee gefällig, Herr Doktor? Oder sind Sie ein Verächter des „Widergetränks?“

„Wahrscheinlich! Ich nehme es mit Dank an, denn ich bin im Gegentheil ein Freund und Verehrer des Kaffees.“

„Draus, Doktor! Dann sollen Sie sogar zwei Tassen bekommen! Aber ist es auch ernsthaft gemeint und sind Sie nicht etwa im Stillen doch ein Spötter?“

„Meine Damen, was denken Sie! Schon aus reiner Menschlichkeit habe ich mich stets des allerdings ja besonders bei der Frauenwelt beliebten Getränks angenommen. Hat es doch ja manche schwere Anfechtung zu bestehen gehabt und werden seine schönen Verehrerinnen doch noch heute oft von bösen Jünglingen auf's Schrecklichste verlästert! Kennen Sie die Geschichte des Kaffees?“

„Nun, leicht ist es ihm nicht geworden, seine schätzbarsten Eigenschaften als Genussmittel dem Menschen begründlich zu machen, und lange Zeit hindurch war es ihm nicht möglich, die Grenzen seiner Heimath zu überschreiten; erst in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts gelang ihm das. Bis dahin war der Genuß des Kaffeetranks auf das romantische Bergland Kafa im südlichen Abyssinien beschränkt — ob die Damen dieses Landes schon in gewissen Kreisen den Kaffee zu sich genommen haben, ist historisch nicht festgestellt.“

„Für die letzte Bemerkung, mein Lieber, wollen Sie gefälligst dieses Stück Kuchen verzehren! — Ich denke, Arabien ist die Heimath des Kaffees?“

„Ja, das glaubte man früher, aber aller Wahrscheinlichkeit nach wächst der Kaffeebaum — *Coffea arabica* nennen ihn die Botaniker — wild nur in einem sehr kleinen Stück des östlichen Afrika und wurde dann bald, wie gesagt, in Abyssinien und im sogenannten „glücklichen Arabien“ angepflanzt; von dort aus verbreitete er sich so dann über die anderen tropischen Länderstriche. Der Baum erreicht eine Höhe bis zu zwanzig Fuß, wird jedoch häufig beschitten, damit er seine Krone ausbreite; seine Blätter stehen einander regelmäßig gegenüber und haben mit denen des Lorbeerbaums, vornehmlich in der Farbe, große Ähnlichkeit; die Früchte sind fleischig und gleichen an Form und Farbe in etwas unseren Kirschgen. Jede Frucht enthält zwei Samenkerne, die Kaffeebohnen, welche mit der flachen Seite aneinander liegen. Geerntet werden dieselben gewöhnlich vom vierten Jahre seit dem Pflanzen des Baumes, doch trägt er schon im zweiten. Unerlässlich für sein Gedeihen ist reichliche Bewässerung und vor allem ein warmes Klima, weshalb man den Kaffeebaum auch höchstens bis zum dreißigsten Breitengrade fruchttragend antrifft.“

„Nun, wie geht's! Sagen Sie uns lieber, wie man darauf kam, aus den Bohnen ein Getränk zu bereiten, mit anderen Worten: Kaffee zu trinken?“

„Nichts Gewisses weiß man nicht!“ würde da der Berliner antworten. Nur die Araber erzählen Folgendes: Im glücklichen Arabien lebte ein armer Derwisch. Eine elende Hütte bot ihm sein Obdach und wenige Ziegen bildeten seine Reichthum. Diesen Thieren hatte er seine ganze Liebe zugewendet, sie waren seine einzigen Gesellschafter und es fiel ihm daher bald auf, daß die Ziegen, von der Weide heimkehrend, zuweilen eine außerordentliche Lebendigkeit und Munterkeit an den Tag legten. Um der Ursache auf die Spur zu kommen, folgte er ihnen eines Tages auf die Weide und bemerkte zu seinem Erstaunen, daß die Lustigkeit der Ziegen eintrat, sobald sie von den Blättern, Blüten und Früchten eines bestimmten Baumes genächt hatten. Auch er prüfte nun die Wirkung derselben an sich selbst; freilich, wie er es angeht, sich aus den Früchten das bekannte Getränk, den Kaffee, zu bereiten, davon schmeckt das Sängers Häßlichkeit. Wohl aber berichtet die Sage, der Derwisch habe nach dem Genusse des Getränks wie seine Ziegen eine so ungewöhnliche Lebhaftigkeit entwickelt, daß er bei seinen Mit-Derwischnen den Verdacht erregt hätte, den Muselmännern verbottene Wein genossen zu haben. Allein unser Derwisch reinigte sich von dem Verdacht, indem er seine Entdeckung mittheilte, welche von seinen Genossen mit Freude aufgenommen wurde, denn sie besaßen nun ein vorzügliches Mittel, sich bei ihren nächstlichen gottesdienstlichen Verpflichtungen wach zu erhalten.“

„Und wie denken Sie über die Wirkungen des Kaffees? Sind es schädliche?“

„Sehr starken Kaffee täglich zu trinken, ist jedenfalls nicht zu empfehlen, denn dadurch können zweifellos so manche Störungen unseres Organismus hervorgerufen werden. Andererseits aber ist auch wieder mäßig starker Kaffee sehr wohl im Stande, eine belebende, also wohlthunende, ja selbst geradezu heilmale Wirkung auf den menschlichen Körper auszuüben. Ihren Grund hat dieselbe in erster Linie in dem sogenannten Koffein, das zu den starkwirkenden Pflanzenalkaloiden gehört.“

„Nur je er Sage hat man gar keinen Anhaltspunkt dafür, seit welcher Zeit Kaffee getrunken wird?“

„In, in der Pariser Bibliothek befindet sich ein altes, arabisches Manuskript, in welchem es heißt, der Musli Gemalein von Iden habe zuerst das Kaffeetrinken eingeführt. Das Schriftstück rührt aus dem neunten Jahrhundert her. Gemalein starb im Jahre 887 der Hebräer, also anno 1489 unserer Zeitrechnung.“

„Doch Sie sprachen von schweren Angriffen, welche auf den Genuß des Kaffees gemacht worden seien . . .“

„Freilich! Zunächst laud er zwar vielen Beifall, aber bald stellten sich seiner Verbreitung auch mannigfache Hindernisse entgegen: ja es gab Zeiten, in denen das jetzt so allgemein beliebte und über die ganze Erde verbreitete Getränk heftig angefeindet wurde und sogar zu öffentlichen Urtheilen Veranlassung gab. Der erste derartige Sturm erhob sich im Jahre 1511, in welchem ein neuer Emir in Mekka eintraf, der den Kaffee nicht kannte und in dem erheiternden und anregenden braunen Trank einen berausenden Stoff erblickte, der ohne Zweifel nach den Aussagen des Propheten gleich dem Wein verboten werden müsse. Er berief deshalb Gelehrte und Theologen zusammen, um das Verdamnungsurtheil auszusprechen zu lassen; da die Ansichten jedoch sehr getheilt erwießen, ward der Großherr um Entscheidung angerufen und dieser, ein leidenschaftlicher Kaffeetrinker, ließ durch seine Beamten und Schriftgelehrten den Kaffee für ein erlaubtes und gesundheitsförderndes Getränk erklären, das keinen wahren Sohn des Propheten den Verlust des Himmels bringe. Vierzehn Jahre später fiel einem Solaten in Kairo ein, aus's Heftigste gegen den Genuß des Kaffees zu predigen und es gelang ihm auch wirklich, viele Zuhörer dergestalt zu begeistern, daß sie aus der Mojsee in die Kaffeeküchen stürzten, Tische und Tassen zertrümmerten und die Kaffeetrinker mißhandelten; erst als die Obrigkeit dagegen einschritt, legte sich die Aufregung. Ein ähnlicher Vorfall ereignete sich ebenfalls 1534, wobei die Verehrer des Kaffees aber gleichfalls siegreich aus dem Kampfe hervorgingen, was zu seiner Verbreitung natürlich nicht wenig beizug. So kam er dann zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts von Aleppo und Damaskus nach Konstantinopel und um die Mitte des sechzehnten auch nach dem übrigen Europa. Im Jahre 1680 brachten einige Kaufleute, welche aus der Levante heimkehrten, Kaffebohnen nach Marseille und zeigten sie dort als Seltenheit; 1671 wurde daselbst das erste Kaffeeesal eröffnet. In London war dies bereits 1652 geschah, zwanzig Jahre später erhielt auch Paris sein erstes Kaffeehaus. In Deutschland waren Wien, dann Nürnberg, Regensburg, Hamburg und Stuttgart die ersten Städte, in denen Kaffee verkehrt wurde, erst viel später gelang es in Berlin, das jetzt zahlreiche elegante „Wiener Caffee's“ besitzt. Unter dem großen Friedrich bestand sich in Preußen der Kaffeegandel als Monopol in den Händen des Staates; in großen Brennereien wurden die Bohnen für das Volk gehandelt und die Waaren kamen zu hohen Preisen in den Handel. Nur der Adel und die Gesellschaft, sowie höhere Staatsbeamte erhielten die besondere Erlaubnis, ihren Kaffee selbst zu brennen — was es unerlaubt hat, den denutzigten die sogenannten „Kaffeetrichter“.

„Nun, nun gut, daß Jeder seinen Kaffee selbst brennen kann. Denn, mein Lieber, das muß mit großer Vorsicht ausgeführt werden, um ein schmackhaftes, aromatisches Getränk zu erzielen: für die meisten Sorten, die auf der deutschen Markt kommen, rath ich, die Bohnen bis zu einer hell kastanienbraunen Farbe zu rösten, niemals aber so lange zu brennen, bis der Kaffee zu „schwimmen“ anfängt.“

„Ganz richtig, verehrte Frau, denn in letzterem Falle wird sowohl ein Theil der wertvollsten Bohnenbestandtheile zerstört, wie auch eine stärkere Verflüchtigung des Koffeins bewirkt. Ferner ist es, um ein wirklich wohlgeschmecktes Getränk zu erhalten, durchaus nöthig, daß die geernteten Kaffebohnen sehr fein gemahlen werden — noch besser ist es, sie im Mörser danach noch mehr zu zerleinern, was die Orientalen stets thun. Endlich darf nur siedendes Wasser mit der auszugehenden Substanz in Berührung kommen und beim Filtriren und Aussehen keine erhebliche Abkühlung stattfinden.“

„Da Sie so genau über die Geschichte und Bereitungsweise des „Tranks der Levante“ unterrichtet sind, scheinen Sie in der That ein besonderer Verehrer desselben zu sein, Herr Doktor. Da werden Sie dann auch mit Entzückung hören, was ich gestern in einer unserer beliebtesten Zeitschriften“ las, nämlich: „Es gibt Menschen, dem ein Täßchen Kaffee“ über Alles geht und zwar finden sich vornehmlich unter dem schärferen Geschlecht viel Verehrer des braunen Getränks. Manche arme Frau lebt hauptsächlich von dem Genuß des Kaffees; er bildet ihren Morgenimbib, ihr Mittagsgemahl und ihre Abendmahlzeit.“ Das läßt sich schon hören, aber nun heißt es weiter: „In anderen Kreisen ist der Kaffee der Vermittler der Geselligkeit. Wie herrlich sind doch die Kaffeegesellschaften, in welchen sich die Mätchen B. und die Frau Dr. K. und die Frau Postmeister H., und was man sonst noch für Honoratioren in der Stadt hat, bei der Frau Major V. versammeln; wie klappern die Tassen, wie raseln die Strichnadeln in den immer geschäftigen Händen ihrer Besizerinnen, und welch ein Geschwirr von Stimmen erfüllt das Kaffeezimmer! Da wird Alles, was sich in jüngster Zeit zugezogen hat, behprochen, da wird debattirt und kritizirt, und wehe dem, der sich das Mißfallen und die Ungnade der kaffeetrinkenden Damen zugezogen hat, denn selten wird dann ein gutes Haar an ihm gelassen. Daraus halten sich die Männer für gewöhnlich auch gern fern von solchem — „Kaffeeklatsch“ und gehen den Kaffeegewinnern wohlweislich aus dem Wege.“ Ist das nicht obsequiös?

„In der That, obsequiös! Aber ich, meine Damen, denke ganz anders darüber, und zum Beweise meiner guten Gesinnung will ich Ihnen eine gewichtige Waffe für den Fall in die Hand geben, daß es Ihre respektiven Ehemänner, Väter, Brüder, Vettern oder Onkel etwa einmal wagen sollten, über das viele Kaffeetrinken von leiten des, schwachen Geschlechts“ zu spotten und zu schelten. Sie brauchen ihnen dann nur zu antworten, daß viele große Geister, wie Schiller, Voltaire, Friedrich der Große, Napoleon, Linné, Buffon und manche Andere, leidenschaftlich gern Kaffee

getrunken haben; von Jean Paul erzählt man, er habe täglich seine acht bis zehn Tassen Kaffee getrunken und es geht, daß er seine besseren Geistes- und Nahrungsmittel als Schachspielen und Kaffeetrinken fenne. Nach Talleyrand aber gehört zu einem guten Kaffee drei Teile: ein Theil Schwanz wie der Teufel, zwei die Hölle und fünf wie die Liebe sein. Da, die erste Bedingung eines guten Kaffees ist die, daß er glühend heiß sei, denn wenn man auch sagt: „Kalter Kaffee macht schön!“ so giebt es doch nichts Gefundeneres, nichts Empörenderes als — Er werden mir bestimmen, meine Damen — kalten Kaffee und einen kalten . . . Kaff.“

„Nun, länger ertrage ich es nicht! So erfahren Sie denn, meine Freundinnen, daß jener Heimgicht, der die soeben vorgelesenen Sätze über „Kaffeeklatsch“ und „Kaffeegewinnern“ geschrieben hat, derselbe Herr ist, der uns jetzt so schöne Worte sagt. Was, sie erdöthen nicht einmal? O, diese Männer!“

„Adieu, meine Damen!“

### Mannigfaltiges.

Auf den 21. April fällt der siebenzigste Geburtstag des berühmten Romantikers Gedichters Humboldt, der an diesem Tage 1818 in Berlin geboren wurde. Es ist bei dieser Gelegenheit daran erinnert, daß Humboldt 1844 das folgende Liebesgedicht:

Das theure Vaterhaus.

Ich weiß mir etwas Liebes an Gottes weiter Welt,  
Den Freund und auch sein Liebes bedürfen es daraus,  
Es ist im Vaterlande das theure Vaterhaus.

Des Lebens lante Freuden verfallen in der Brust,  
Ich bleibe stets in Sorgen des Liebsten mit bevest.  
Es bringen aus den Augen die Thränen sich heraus.  
Denn ich an meine Heimath, aus theure Vaterhaus.

Und hab ich einst genudet des Lebens ersten Lauf,  
Dann leit mir einen Hügel und pflanz ein Blümlein drauf,  
Doch nehm aus meinem Wien das arme Herz heraus!  
Das Herz, das hat nur Raum an theuren Vaterhaus.

### „Keine Blumen, keine Blätter.“

Dies Treiben durch's Leben,  
Hier Kämpfen, dort Erheben,  
Hier Wandern, dort Schweben,  
Bei stiller Liebe,  
Bei ärmlicher Noth,  
Zu hoch, wie am Grab,  
Nützt doch nur zum Grab!

Friedrich von Matthison.

Man muß sich im Schreiben üben, wenn man richtig schreiben kann, genau lesen will. Also Anzüge aus Büchern, theils hübsche, theils nach dem amzen Biene des Buches machen. Dies sind die Bienen, die sich der Biene der Biene baut, die Körbe, in denen sie ihren Honig bereitet.

Herber.

Eins ist schlimmer noch als läubigen:  
Sind als Jugend zu verkindigen.  
Emanuel Geibel.

### Bei gut gekleidet, gut genäht

Und wohne elegant:  
Kein Verdriss beweist deinen Werth,  
Wann schmeichelt dir die Hand,  
Doch reißt der Stiefel, schliefst der Hut,  
Summert du, armer Tropf,  
Und hauelt nach der Spatenbrut:  
Dann schiltet man — den Kopf.  
Albert Grün.

### Agogisch von Berthold Arnau.

Hilfre braver'sich, um zu leben.  
Nicht man aus der Felsen zwei,  
Dient es bau, Manderle:  
Eider darin aufzuheben.

### Charade von F. W.

Nur die Erde anderer zu lochen  
Ist als Genuß wohl mit Recht beliebt,  
Doch die Zweite Arbeit ist verdorben,  
Wenn sie auch im Dunkel wird verblüht.  
Wird vollbracht die Zweite, alsdann winket  
Nudelsorber, wenn dabei Gefahr,  
Doch der Tod das Ganze manchem bündet,  
Wenn's im Leben nie die Erste war.

### Dank für das Ganze sich zu zeigen

Wenn die Zweite anderer Erlaubt gilt,  
Ist dem Verze, dem Gemüthe eigen,  
Denn das Ganze oft als Thüre quillt.

### Angramm von A. S.

Es jert die Jungen wie die Alten,  
Wenn es erdicht gar art und feim;  
So wird es sehr willkommen sein  
Und Jeder lacht, es zu erhalten.  
Ein Zeichenwechsl giebt uns Kunde  
Abbald von einer Klüffigkeit,  
Die man benvent weit und breit —  
Dann ist sie fest auf hellem Grunde.

### Büding aus Nr. 16.

Räthel: Ich liebe Dich.

### Correspondenz zu Nr. 15.

A. Pater, Bruno Albrecht in E. Abime E. Julius Richter in R.

F. Schmann alles richtig. E. Hagen. Das Angramm mit einer kleinen

Änderung gelegentlich. F. Hironas. e. gelegentlich. E. Berner, J. Schumann, Alma S., e. gelegentlich. A. Pauls. e. gelegentlich. E. Schöler, J.

richtig. Ungenau. So nicht veränderbar. Die R. in C., M. S., K.

Wieder. e. richtig. E. Hagen. So nicht veränderbar. Die R. in C., M. S., K.

geändert, da es a. e. der Consonanten ausgeben müssen. Gelegentlich. Jam.

krigen, Wir werden ja sehen. 1 richtig.

### Correspondenz zu Nr. 16.

Die eingegangenen Büdingen waren größtentheils richtig. R. S. Wieder

sehr richtig.